

Luna Schmidt (13 Jahre), Allendorf Lda.

Mein Leben in schwarz-weiß

Eigentlich war es ein ganz normaler Tag wie jeder andere. Nur, er endete anders als erwartet. Aber ich will nichts überstürzen, fangen wir ganz von vorne an.

Mein Leben bestand aus geordneten Abläufen, seit ich hier in Deutschland war. Dazu sollte man wohl erwähnen, dass das mittlerweile schon über sieben Jahre sind. Also seit über sieben Jahren besteht mein Leben aus Arbeit, Arbeit und noch mehr Arbeit. Es ist schwierig für jemanden wie mich, gutes Geld zu verdienen. Sicher wollt ihr wissen, was anders mit mir ist. Nichts. Außer meiner Hautfarbe. Selbstverständlich gibt es Menschen, die gut damit umgehen, aber es gibt eben auch andere.

Und an diesem Tag sollte ich das wohl besonders genau erfahren.

Ich war gerade aus der Bahn gestiegen und auf dem Weg zu meiner Arbeitsstelle. Der Himmel war bewölkt und ein dichter Nebel stand auf dem Boden. Es ist eigentlich noch viel zu früh, dachte ich noch.

Ich hatte schon den ganzen Weg ein bedrückendes Gefühl, aber ich schob es auf den Vortrag, den ich noch halten musste. Ich hätte damals einfach auf mein Herz hören sollen, welches mir förmlich zuschrie: Geh weg hier, etwas stimmt nicht! Dreh um! Aber die Stimmen in meinen Kopf gewannen. Mal wieder.

Was soll denn passieren? Jetzt stell dich nicht so an, du willst dich doch nur vor dem Vortrag drücken!

Also ging ich weiter und versuchte, mich von dem unguuten Gefühl abzulenken, indem ich leise vor mich hin summte.

Der Nebel war so dicht, dass ich gar nicht merkte wie ich von Weg abkam und in eine der kleinen Nebenstraßen Berlins geriet. Ich wunderte mich sogar noch, dass der Boden plötzlich so uneben war. Aber als es mir wie Schuppen von den Augen fiel, war es schon zu spät. Beunruhigt ging ich weiter und versuchte mir einzureden, dass ich schon wieder aus dieser Gasse herausfinden würde.

Ich erstarrte. Da waren Schritte gewesen, ganz eindeutig! Oder hatte ich mich geirrt?

Ich setzte mich wieder in Bewegung und steigerte mein Tempo als ich merkte, dass diese lauten unheilvoll klingenden Schritte immer noch da waren. Inständig hoffend, dass die Schritte nicht schneller werden würden, joggte ich los.

Aber meine Hoffnungen waren umsonst gewesen. Die Schritte wurden immer schneller, viel schneller. Sie wurden so schnell, dass ich das Rennen schließlich aufgab und stehen blieb.

„Wer auch immer da ist, hören sie auf, mich zu verfolgen!“ schrie ich in die nebelige Dunkelheit.

„Wenn du auch nur einen Ton von dir gibst, bist du tot.“ Ich schauderte als ich eine eiskalte Hand auf meiner Schulter und den warmen Atem meines Verfolgers im Nacken spürte. Gleichzeitig nahm ich wahr, wie sich ein kalter, spitzer Gegenstand an meine Kehle legte. Ein Messer!

Das Adrenalin verseuchte mein Blut förmlich und die aufsteigende Panik machte es nur noch schlimmer.

Mein immer noch unsichtbarer Verfolger fing wieder an zu sprechen. Abermals fühlte ich seinen feuchten Atem im Nacken und ich musste ein Würgen unterdrücken.

„So ist es brav. Weißt du, was ich an Leuten wie dir besonders verabscheue? Diese Arroganz, diesen Blick, den ihr draufhabt, als wolltet ihr sagen: Guck mich doch an und sehe wie viel besser ich bin als du! Wie eingebildet ihr unsere Straßen entlang stolziert! Wie ihr unser Land verseucht mit eurer dreckigen Kultur! Glaub mir, ich kenne Leute wie dich! Und das nur zu gut! Weißt du, wer damals das Haus meiner Eltern angezündet hat? Ein Schwarzer! Und du wirst dafür büßen!“

Das kann er nicht ernst meinen, schrie ich mir in Gedanken zu. Aber zu versuchen, sich etwas so Unrealistisches in einer dunklen Gasse von Berlin einzureden, ist schon dem Scheitern vorbestimmt.

Dieser Typ hatte nicht geklungen, als würde er Spaß machen. Und er hatte ein Messer, verdammt!

Gerade als ich versuchte, einen klaren Gedanken zu fassen, stieß mich mein Verfolger in die Seite, so dass ich unsanft zu Boden fiel. Ich versuchte noch weg zu rennen, aber es war hoffnungslos. Sofort als ich einen Fluchtversuch startete, trat der Typ nach mir, und wenn er traf, würde ich nicht so schnell wieder aufstehen, das wusste ich.

Nach ein paar Minuten ließ meine Kraft nach und ich gab auf. Der nun nicht mehr unsichtbare Verfolger ließ seine Wut geradezu triumphierend an mir aus. Mehrmals trat er mich in die Seite, schlug mir ins Gesicht, oder stach mit seinem gottverdammten Messer nach mir.

Gerade als er zum finalen Stich ausholte, bündelte ich meine letzte Kraft und startete einen verzweifelten Versuch frei zu kommen. Ich trat diesen Unmenschen gegen beide Knie, sodass er in sich zusammensackte und zu Boden fiel. Ich rappelte mich auf und nahm meine Beine in die Hand. Ich rannte so schnell, wie ich noch nie gerannt war. Die Verletzungen, die er mir zugefügt hatte, spürte ich gar nicht.

Erst als ich mich auf eine Bank niederließ kamen die Tränen.

War die Welt, in der ich lebte wirklich so schwarz-weiß, wie mein besessener Verfolger sie gesehen hatte? Gab es in unserer Gesellschaft wirklich Minderheiten und gehörte ich dazu?

Nach einiger Zeit wurde mir bewusst, dass sich meine Fragen um ein Nichts drehten. Natürlich würde es immer Menschen geben, die in ihrer eigenen schwarz-weißen Welt lebten, aber ich gehörte nicht dazu.

Meine Welt – mein Leben - war und ist heute noch, bunt wie ein Regenbogen.

Und warum sollten es dann nicht auch die Menschen sein?